

## *Erinnerungen an die E. Th. V. Vittembergia in Breslau*

Am 15. April 1932 kam ich in Breslau an, um dort evangelische Theologie zu studieren. Ins Studentenheim des Evangelischen Presseverbandes für Schlesien, Kaiser-Wilhelm-Straße 122, zog auch Dieter Warko, Sohn unseres Hirschberger Superintendenten, ein; neun Jahre waren wir in eine Klasse gegangen. Mit ihm und mehreren anderen, die auch das Theologiestudium begannen, wurde ich von Günter Warko zur „Antrittswissenschaft“ der Vittembergia eingeladen. Er hatte ein Jahr zuvor Abitur gemacht, war nun schon im dritten Semester Theologe und jetzt Schriftwart der Verbindung. So begab ich mich mit den anderen am Dienstag, den 19. April ins „Haus“ auf der Werderinsel. Die gemieteten Räume lagen im Obergeschoß eines Gebäudes, das rechtwinklig an eine Straßengastwirtschaft stieß und über den Hof zu erreichen war. Man gelangte zunächst in ein Zimmer, das mehrere Sitzecken mit offenbar gespendetem Mobiliar wohnlich machten. Dazu trugen auch die vielen Kissens in den Verbindungsfarben violett-weiß-schwarz. Diese Farben hatten auch die Schnüre und Quasten an den langen Pfeifen im Ständer, und die porzellanenen Pfeifenköpfe trugen das Verbindungswappen mit der Devise „Sincere et constanter“. Die beiden Herren, die in einer Sitzecke ein anscheinend etwas mühsames Gespräch führten, waren, wie uns bedeutet wurde, der vormalige Präses der schlesischen Provinzialsynode, Pastor emeritus Kraeusel, ein Alter Herr der Verbindung, und der Professor Friedrich Gogarten. Noch einige weitere Theologieprofessoren und Alte Herren, meist Pastoren aus Breslau und der Provinz, wurden von den Chargierten empfangen, während wir „Keilfuchse“ mit den aktiven und inaktiven Bundesbrüdern in den dahinterliegenden größeren Raum gingen. Ihn füllten die in Hufeisenform aufgestellten Tische mit den daranstehenden Stühlen. Um den Raum lief ein Paneel, über dem sich die gerahmten Photos der Alten Herren wie ein Band zogen. An der Stirnwand war ein größeres Verbindungswappen angebracht. Darunter war das Rednerpult auf den Tisch gestellt. Nach der Begrüßung durch den Senior Martin Hilbig hielt Friedrich Gogarten den Vortrag, um den er zur Eröffnung des Sommersemesters gebeten worden war. Er hatte sich als Thema „Die Problemlage der theologischen Wissenschaft“ gewählt; zwei Jahre später hat Gogarten den Vortrag in sein Buch „Das Bekenntnis der Kirche“ aufgenommen. Damals ging er freilich über meinen Kopf hinweg. Nur daß Gogarten offenbar allen Ernstes vom Teufel redete, berührte mich befremdend. In der lebhaften Aussprache kam es zu ei-

ner Kontroverse zwischen Gogarten und Ernst Lohmeyer, damals Neustamentler in Breslau. Der als „Seine Spektabilität der Herr Dekan“ begrüßte Professor Steinbeck, der Praktische Theologe, wollte vermitteln: die Herren meinten ja im Grunde dasselbe, sie drückten es nur verschieden aus. Darauf Lohmeyer resignierend: „Es spricht eben jeder seinen eigenen Gaunerjargon.“ Auf mich machte es einen tiefen Eindruck, einer solchen akademischen Auseinandersetzung beizuwohnen. Der Wunsch zu verstehen, worum es geht, ließ auch manche von der Gegenwart wegführende Vorlesung im ersten Semester durchstehen.

Dies war der Dienstag. Am Freitag war Semestereröffnungskneipe, zu der ich wieder mit den anderen Keilföhen eingeladen wurde. Da fehlten nun die Professoren, und es waren andere Alte Herren da, unter ihnen der Generalsuperintendent D. Dr. Schian, und wieder fühlte ich mich in einer sehr illustren Gesellschaft. Denn ich erinnerte mich, mit welcher Ehrerbietung Schian in unserem Gymnasium empfangen worden war, als er in den Religionsunterricht Einsicht nahm. Nun saß er ganz gelöst mit an der Tafel und bekam auch seinen gläsernen Bierseidel mit dem Verbindungswappen auf dem emaillierten Deckel vorgesetzt. Zum ersten Mal erlebte ich nun ein Offizium, wie ich es dann als Fuchs und Bursch häufig mitgemacht habe. Die „Klavierdroschke“ spielte den Reitermarsch „Großer Kurfürst“, und dabei zogen die drei Chargierten, Senior, Contrapräsident und Fuxmajor, mit gezogenen Schlägern ein. Sie trugen „Wichs“: zu weißen Waschlöhren und schwarzen, die Knie bedeckenden Stiefeln – eigentlich nur Gamaschen – mit Sporen Pekeschen aus violettem Samt mit violett-weiß-schwarzer Verschnürung, dazu Samtbarette mit Federn in den Bundesfarben. Contrapräsident und Fuxmajor, die zuerst ihre Plätze an den Tischenden erreichten, blieben dort stehen, bis der Senior den mittleren Platz an der Stirnseite erreicht hatte. Dort angekommen, schlug der mit der flachen Klinge auf ein Brett, das auf dem Tisch auflag; Fuxmajor und Contrapräsident taten den zweiten und dritten Schlag mit. Alles stand, und der Präsident eröffnete die Antrittskneipe des Sommersemesters 1932 und wünschte ihr einen feuchtfröhlichen Verlauf. Worauf jeder seinen Bierseidel nahm und einen „geziemenden Streifen“ trank. Das Lied auf Pagina . . . und die Prinzipienrede, die Alt Herrenrede und eine Biermimik, auch ein Salamanderreiben wechselten sich nun ab. Eingeleitet wurde das jedesmal durch das Gebot „Silentium!“ des Präsidents, abgeschlossen durch „Silentium ex colloquium.“ Gerade die fast an eine Liturgie erinnernde strenge Form gefiel mir. Von den gesungenen Liedern war mir „O alte Burschenherrlichkeit“ schon bekannt; die anderen waren mir neu. „Student sein, wenn die Veilchen blühen“ sprach mich in jenen ersten Breslauer Frühlingswochen besonders an. Die Fidulitäten nach dem Auszug der Chargierten, schließlich „die fidenen Knappen“ beim Kerzenschein von zwei mehrarmigen Leuchtern und geißtem hellblau-dunkelblau-violettem Banner sagten mir nicht so zu. Nur an heißen Sommertagen hatte ich richtig Appetit auf Bier. So ver-

suchte ich später, beim schwächtigen „Fax“, der auch Inhaber der Gastwirtschaft im Vorderhaus war, nur wenig mehr als die drei bei jeder Kneipe obligaten Biermarken loszuwerden. Das war für den aktiv gewordenen Fuxen schwierig, weil er von jedem Burschen „in die Kanne gesteckt“ werden konnte, also trinken mußte, bis er „geschenkt“ sagte. Da habe ich es oft mit „Mauern“ versucht, d. h. so getan, als ob ich tränke. Allerdings durfte man sich das nicht anmerken lassen. Volle Aschenbecher, hin und wieder auch Bierlachen auf dem Tisch, und die primitive Toilette hinter der Stirnwand des Raumes widerstrebten meinem ästhetischen Gefühl. Die Toilette war übrigens mit Reklameschildern, die irgendwoher mitgenommen worden waren, dekoriert. Auch hatten dort einige Strafmandate wegen ruhestörenden Lärms auf dem Neumarkt Platz gefunden. Das Bundeshaus lag zum Glück so abseits – das nächste Gebäude war eine Elemente-Fabrik –, daß wir dort niemanden störten.

Bei meiner Überlegung, ob ich bei der Vittembergia – nur sie kam in Frage – eintreten solle, war abzuwägen, ob die Drangabe mehrerer Abende in der Woche – Dienstag Wissenschaft, Donnerstag Konvent, Freitag Kneipe –, dazu Fuxenstunde und Paukstunde – durch den Gewinn davon gerechtfertigt wurde. Den Ausschlag gaben zwei Überlegungen. Die eine war veranlaßt durch die Erfahrung der ersten Studienwochen. Oft kam ich in Kollegsäle, die so überfüllt waren, daß ich keinen Sitzplatz mehr fand, sondern gerade noch in einer der tiefen Fensternischen unterkam. Die Vorlesungen fanden nicht alle in der alten Jesuitenhochschule an der Oder statt, sondern Kirchengeschichte I wurde im Englischen Seminar auf der Dominsel gelesen, und die Pause reichte kaum für den Weg. Ich sah aber, daß die Vittembergern für die Bundesbrüder Plätze freihielten; als Umworbener wurde ich da einbezogen. Damals wußte ich noch nicht, daß der Besuch der Kollegs mit fortschreitendem Semester beträchtlich nachzulassen pflegte, so daß auch ohne den Bund Sitzplätze zu bekommen waren. Die Gefahren des Einzelgängertums wären aber geblieben. Die andere Überlegung griff über die Studenzeit hinaus. Im bisherigen Leben hatte ich wenig Berührung mit Pfarrhäusern gehabt. Nun sah ich auf dem Bundeshaus nicht bloß die Bilder der Pastoren, vielfach ehrwürdiger Gestalten, die Alte Herren waren, sondern beobachtete auch den Umgang einiger von ihnen mit den studierenden Bundesbrüdern. Daher schwebte mir vor, es könne sich hier eine glückliche Ergänzung zu der einseitig wissenschaftlichen Universitätsvorbildung ergeben, besonders im Blick auf das künftige Amt. Es gab freilich auch einige Alte Herren, die nicht im kirchlichen Amt standen, sondern Schulräte geworden waren. Einer, der den Tabak für die bundeseigenen Pfeifen stiftete, A. H. Schuppe, war Arzt in Barleben bei Magdeburg. Unter den studierenden Bundesbrüdern war der Fechtwart Kiuntke Mathematiker. Aber es hing auch mit der Entstehung der Verbindung zusammen, daß die meisten Theologen waren und dann ins Pfarramt gingen. Die finanzielle Belastung ging nicht über meine Verhältnisse. So ent-

schloß ich mich nach knapp drei Wochen zum Beitritt. Ich habe es nicht bereut.

Im ganzen waren wir wohl zwölf Kraßfüxe, die in jenem Sommersemester 1932 aktiv wurden: zwei Liegnitzer, Gerhard Schubert und Wolfgang Nordheim, zwei vom Züllichauer Gymnasium, Steinbach und Polak, der Pastorensohn Günter Hein aus Sandewalde Kr. Guhrau, Herbert Gesell, ein Schubert aus Ottmachau, der Orgelbauerssohn Benno Krause aus Schweidnitz, der Breslauer Heinz Müller, Jugendbewegter und Abstinenzler, daher auch Wasser-Müller genannt, schließlich mein schon genannter Conabiturient Dieter Warko fallen mir ein. Dem Herkommen nach waren alle aus Schlesien oder ehemaligen Teilen Schlesiens; zwei waren Pastoren- und gleichzeitig Altherrensöhne, vier kamen aus Lehrerfamilien, einer war Landwirtssohn.

Jeder hatte nun einen Leibburschen zu wählen. Dessen Aufgabe war, sich um seinen Leibfuxen zu kümmern, ihn beim Zurechtfinden im Universitätsbetrieb behilflich zu sein, auf Fehlverhalten aufmerksam zu machen und im Burschenkonvent ihn zu vertreten. Er konnte den Leibfuxen aber auch zu kleinen Dienstleistungen heranziehen. Martin Steinbach und ich wählten Günter Warko, Herbert Gesell Friedrich Wilhelm von Seydlitz-Kurbach. Dadurch kamen wir in eine illustre Leibfamilie hinein. Der Leibbursch dieser unserer Leibburschen war nämlich Walter Schian, der Sohn des niederschlesischen Generalsuperintendenten. Als Examensemester ließ er sich nur noch hin und wieder im Bund sehen. Dessen Leibbursch war Lic. Dr. Joachim Konrad, damals Pastor in Michelau Kr. Brieg; er bereitete sich auf die akademische Laufbahn vor, war später Pastor an St. Elisabeth in Breslau und letzter Stadtdekan und zuletzt Professor für Praktische Theologie in Bonn und Vorsitzender der Gemeinschaft Evangelischer Schlesier. Dessen Leibbursch war Pastor Alfred Glatz in der Zillerthalergemeinde Erdmannsdorf im Riesengebirge. Der war der Leibfux des damaligen Dozenten für Systematische Theologie in Königsberg, Hans-Joachim Iwand, und der des Professors für Religionswissenschaft an der Technischen Hochschule Dresden, Friedrich Delekat.

Walter Schians Geburtstag, der 1. Juli, wurde am folgenden Sonntag gefeiert. Schon zum Mittagessen waren Senior und Leibfamilie von Frau Schian in die Generalsuperintendentur, die in der Hardenbergstraße in Breslaus Süden lag, eingeladen. Anschließend lockte der schöne Sommertag in den Garten, zum Luftkegeln. Eine Holzkugel, die mit einem Strick von einem schattenspendenden hohen Baum herabhing, mußte in kreisende Bewegung gesetzt werden und sollte möglichst viele der aufgestellten Kegel umwerfen. Nach dem Kaffee begaben wir uns mit einer Bowle in die Bibliothek des Generalsuperintendenten. Alle Wände waren da bis zur Decke mit Bücherregalen bedeckt. Der Generalsuperintendent war noch auf einer Visitationsreise. Weil aber mit seiner Rückkehr an diesem Abend zu rechnen war, zogen wir uns auf Anraten Frau

Schians nach dem Abendessen mit der noch nicht ganz geleerten Bowle in den Keller zurück und stellten dessen Akustik durch Singen von Komersliedern auf die Probe. Auf einmal hörten wir eine tiefe Stimme mit großem Nachdruck rufen: „Walter! – Walter!“ Der Generalsuperintendent war gekommen. Das Geburtstagskind ging nach oben. Bei uns herrschte Totenstille, in die hinein wir nur leises, wechselseitiges Reden oben hörten, und dann, sehr nachdrücklich: „Sag’s ihnen in aller Freundschaft, aber sag’s ihnen – bald!“ Schon kam Walter die Kellertreppe herunter: „Herrschaften, ihr müßt gehen. Vater will jetzt seine Ruhe haben.“ Natürlich verabschiedeten wir uns so schnell wie möglich.

Als Gesamtheit der Füxe unterstanden wir dem Fuxmajor Johannes Olearius, der als Zeichen seiner Würde einen Fuchsschwanz an der Pekeschenverschnürung trug. Bei ihm hatten wir die am Nachmittag liegenden Fuxenstunden, für die es einen von Siegfried Richter, ebenfalls Examenssemester, ausgearbeiteten Lehrplan gab. Von den Unterrichtsgegenständen ist mir die Einführung in die Prinzipien des Bundes erinnerlich; bei der Burschenprüfung mußte man dann gegebenenfalls eine Prinzipienrede aus dem Stegreif halten können, aber vielleicht auch eine Damenrede. Die Geschichte der Verbindung wurde eingehend behandelt. Ein Jahr vorher, 1931, war das noch vielbesprochene 70. Stiftungsfest gewesen; Gründungsjahr war also 1861. Damals hatten sich Anfang Juni mehrere Theologiestudenten zum Neuen Evangelisch-Theologischen Studentenverein (N.E.T.S.V.) zusammengeschlossen, um Befruchtung im Austausch über theologische Fragen mit studentischer Geselligkeit zu verbinden. Schon an der Viadrina in Frankfurt an der Oder hatte es eine Societas theologica gegeben, die 1811 mit nach Breslau umgezogen war. Ob man sich ihrer wegen den „Neuen“ nannte oder ob man sich dadurch von einem anderen Zusammenschluß von Theologen unterscheiden wollte, der dann in der dem Evangelischen Bund nahestehenden Breslauer Verbindung „Wartburg“ weiterlebte, ist mir nicht mehr erinnerlich. Nach dem ersten Weltkrieg hatte unser Bund in Anpassung an Gespflogenheiten des Verbindungswesens den Zunamen „Vitembergia“ angenommen. Von den Stiftern ist mir nur noch der Name des einen, Bobertag, in der Erinnerung. Unter denen, die aus dem N.E.T.S.V. hervorgegangen sind und sich in der schlesischen Kirchengeschichte einen Namen gemacht haben, waren außer dem schon genannten Generalsuperintendenten Dr. D. Schian und Präses Kraeusel die Führer der schlesischen Pastorenschaft um die Jahrhundertwende, Koffmane – auch an der Herausgabe der Weimarer Luther-Ausgabe beteiligt – und Eberlein.

Wir lernten weiter: Die E. Th. V. Vitembergia gehört zum Schmalkalder Kartell theologischer Verbindungen. Dieses war durch den Zusammenschluß zweier vorher selbständiger Kartelle entstanden: des Leipziger und des Eisenacher. Das erstere war lutherisch geprägt, mit pietistischem Einschlag und vor allem an den Universitäten in lutheri-

schen Kirchengebieten vertreten: Leipzig, Rostock, Erlangen. Demgegenüber hatte das Eisenacher Kartell einen liberaleren, weniger konfessionellen Charakter. Jena, Marburg, Heidelberg waren in ihm die wichtigsten Verbindungen gewesen. Jedes der beiden Kartelle hatte zunächst seine eigene Kartellzeitschrift gehabt, die dann beide vom Schmalkaldener Kartell weitergeführt wurden. Die „Theologischen Blätter“ des früheren Eisenacher Kartells wurden damals von dem Bonner Neutestamentler Karl Ludwig Schmidt redigiert, der neben Rudolf Bultmann der bekannteste Formgeschichtler war. Darum hatten die „Theologischen Blätter“, in denen wichtige Aufsätze erschienen, über das Kartell hinaus einen Ruf als theologische Zeitschrift im Verlag I. C. Hinrichs, Leipzig. Die Monatszeitschrift „Christentum und Wissenschaft“ im Verlag C. L. Ungelenk, Dresden, begründet von Karl Girgensohn, war die andere. Als ich im Sommersemester 1933 Schriftwart war, habe ich über unsere Breslauer Veranstaltungen für die Kartellnachrichten berichtet. Ob beide Zeitschriften sie druckten, weiß ich nicht mehr.

Unser Schmalkaldener Kartell gehörte mit einigen wenigen anderen Kartellen dem Deutschen Wissenschaftler-Verband, abgekürzt D.W.V., an. In Breslau war die Mathematisch-naturwissenschaftliche Verbindung Cimbria gleich uns in diesem Verband und zugleich unser räumlich nächster Nachbar. Sie hatte ihre Verbindungsräume im Vorderhaus des Gebäudes, in dessen Seitenflügel wir hausten. Mit „einer verehrlichen Cimbria“ lag unsere Vittembergia seit längerem in einer Dauerfehde. Der ursprüngliche Grund dafür ist mir nicht mehr erinnerlich. Immerhin war der Gegensatz so groß, daß er in meinem Brandfuxensemester zu einer Chargenpartie führte. Sie wurde am Montag, den 30. Januar 1933 – also am Tage der „Machtübernahme“ Adolf Hitlers – in einer Gaststätte im Westen Breslaus, beim Schlachthof, ausgetragen. Es war ein schöner Wintertag mit Sonne und leichtem Frost, als wir uns dazu einfanden. Der Senior – es war Heinrich Börner, Superintendentensohn aus Winzig, später Pfarrer in Essen –, Otto Baudach – später Pastor in Jordansmühl, gefallen 1943 – und Bundesbruder Kiuntke traten an und schnitten nicht schlecht dabei ab. Bei der Rückkehr in die Innenstadt hörten wir: Hitler ist Reichskanzler.

Schon vorher war in unserem Burschenkonvent die Forderung laut geworden: Schmalkaldener Kartell raus aus dem D.W.V.! Nicht wenigen Alten-Herren paßte das gar nicht; sie hatten in ihren Kreisstädten einen regelmäßigen D.W.V.-Stammtisch, den sie nicht gern aufgeben wollten. Auch bei der Mehrzahl der Kartellverbindungen fand die Forderung wenig Anklang. Deshalb gingen von Breslau viele Schreiben in dieser Angelegenheit aus. Seitens der Vittembergia wurde sie damit begründet, Theologie sei nicht Wissenschaft in dem Sinne, in dem das immanente Denken solche verstehe. Es wurde unterstellt, daß auch im D.W.V. dieser Begriff von Wissenschaft herrschend sei. Vermutlich war dieses Argument, das wohl auf Karl Barthsche Gedanken zurückging, keineswegs der

eigentliche Grund für die Forderung, sich vom D.W.V. zu trennen. Zum Kartelltag in Schmalkalden, der am Anfang des Sommersemesters 1933 stattfand, wurde Bbr. Walter Schian abgeordnet, von dessen diplomatischem Geschick am ehesten etwas zu erwarten war. Ich weiß nicht mehr, ob dort etwas erreicht wurde. Es war auch unwichtig geworden über dem, was dieses Sommersemester an Veränderungen brachte, auch für Universität und Verbindungen.

Der erwähnte Ehrenhandel mit der Verbindung Cimbria gibt Anlaß, etwas über die Stellung der Vittembergia zur Frage der Satisfaktion zu sagen. Die Verbindung selbst hatte sich dafür entschieden, unbedingte zu geben. Damit nahm unser Bund eine Stellung ein, die nicht von allen Kartellverbindungen begrüßt wurde. Besonders von den Verbindungen des früheren Leipziger Kartells wurde die Satisfaktion mit der Waffe abgelehnt. Für die Bundesbrüder galt die „verbriefte Satisfaktion“. Jeder Bundesbruder hatte seine Entscheidung, ob er bereit sei, mit der Waffe anzutreten, im verschlossenen Umschlag zu hinterlegen. Wurde er in einen „Ramsch“ verwickelt, so sollte der Umschlag geöffnet werden. Es ist mir aber nicht erinnerlich, daß dieser Fall eintrat. Immerhin konnte die Vittembergia auf dieser Grundlage nicht Mitglied des Waffenrings sein. Sie wurde in dem durch die „Alte Breslauer Burschenschaft der Raczeks“ vertreten, bei der die Waffen belegt wurden.

Ich selbst hatte mich für die unbedingte Satisfaktion mit schweren Säbeln entschieden, wie wohl die meisten anderen Füxe auch. Nur Bbr. Benno Krause, der Schlotterknie hatte, war Pistolenbursch. Um für den Ernstfall gerüstet zu sein, hatten wir Füxe mehrmals in der Woche aufs Bundeshaus zum Fechtunterricht zu kommen, den Bbr. Kiuntke gab. Mit Gesichtsmaske aus einem Drahtgeflecht und gepolstertem Schurz, der Brust und Bauchpartie schützte, treten wir gegeneinander an. Passieren konnte also nicht viel, zumal die Säbel stumpf waren. Trotzdem liebte ich diese Stunden nicht. Ich war nicht kräftig genug im Arm und nicht schnell genug in der Reaktion, um Terzen, Primen und Quarten richtig zu parieren. So bekam ich manchen Hieb ab, der zu einer blauen Stelle führte. Auch widerstand mir der Schweißgeruch, der an Schurz und Lederteilen haftete.

In einer theologischen Verbindung mußte man sich natürlich Gedanken machen darüber, was eigentlich bei einer Säbelpartie vor sich geht. Denn daß es sich um ein Gottesurteil handelt, das sich am Beleidiger durch den Beleidigten vollzieht, war offensichtlich nicht durch die Erfahrung bestätigt. Denn oft triumphierte der Beleidiger. So hatte Bbr. Siegfried Richter eine Theorie entwickelt, die in die Richtlinien für die Fuxenerziehung aufgenommen worden war. Ihr zufolge findet eine Ehrenklärung des Beleidigers für den Beleidigten dadurch statt, daß er sich ihm, gewissermaßen als fairem Partner eines sportlichen Kampfes, stellt. Denn nur die sich gegenseitig als Ehrenmänner betrachten, stellen sich zu

einem solchen Vergleichskampf. Der Ausgang, selbst eine Abfuhr, ist dann im Hinblick auf die Beleidigung nicht mehr ausschlaggebend. Ich bezweifle allerdings, daß die anderen Breslauer Verbindungen, zumal die im Waffenring, diese Erklärung von Satisfaktion teilten.

Auch das gehörte zum Unterricht, den wir in der Fuxenstunde erhielten: die Kenntnis aller in Breslau an Universität und T.H. vertretenen Korporationen und ihrer Zugehörigkeit zu den verschiedenen Verbänden wie Korps, Landsmannschaften, Burschenschaften, Turnerschaften usw., dem farbentragenden katholischen Cartellverband (C.V.) und dem „schwarzen“ Kartellverband (K.V.), in dem wie bei uns die Bundesfarben nur im Bierzipfel getragen wurden. In der Burschenprüfung wurde auch verlangt, daß wir die Bundesfarben der vielen Breslauer Verbindungen und natürlich auch unserer Kartellverbindungen kannten.

Auswendig zu lernen war auch eine Anzahl Kommersbuchlieder; teils waren sie vorgeschrieben, teils konnten sie frei gewählt werden. Zu ersten gehörte das Verbindungslied, Simon Dachs „Der Mensch hat nichts so eigen, so wohl steht ihm nichts an, als daß er Treu erzeigen und Freundschaft halten kann“; wohl auch eins, das Bbr. Siegfried Richter gedichtet hatte und das wohl nur in unserem Bunde gesungen wurde. Deshalb soll es hier der Vergessenheit entrissen werden. Der Text:

Brüder, laßt die Gläser klingen, trink, wer was im Glase hat!

Breslau wollen wir besingen, unsre alte Musenstadt.

Heidelberg mag mancher loben, oder Marburg an der Lahn.

Kommst nach Breslau du gezogen, fängt dein Burschenleben an.

In der alten Alma Mater schlürfst am Quell der Wissenschaft;  
schlürfst dir auch so manchen Kater an dem edlen Gerstensaft.

Auf dem Ring im tiefen Keller steht ein Glas dir stets bereit.

Drum vertrink den letzten Heller für die Burschenherrlichkeit.

Krasses Fuxlein schwänzt ganz munter sommertags gar manch Kolleg,  
zieht zum Oderstrand hinunter, und ein Mädchen kreuzt den Weg.

Augen lachen, Lippen locken. Lustig schlägt ein Fink im Baum  
und es singen alle Glocken. Nie vergeh' der Fuxentraum!

Und es blickt der Fechter schweigend auf das bunte Treiben hin  
und auf seine Klinge zeigend schirmt er Burschenehr' und -sinn.

Mag auch der Philister toben: Breslaus Burschenherrlichkeit,  
bierdurchtränkt und liebumwoben, bleibt bestehn für alle Zeit.

Vom letzten Vers ist mir nur noch die Schlußzeile in der Erinnerung:  
Violett-weiß-schwarz soll wallen. Vivat Vittembergia!

Fand ich mich in den ersten Wochen von dem Kommersbuchlied „Student sein, wenn die Veilchen blühen . . .“ angesprochen, so war es dann „Nur einmal bringt des Jahres Lauf uns Lenz und Lerchenlieder. Nur einmal blüht die Rose auf, und dann verblüht sie wieder . . .“ Das hing sicher damit zusammen, daß meine Schwester Ilse während dieses ersten Seme-

sters mit sechzehn Jahren nach zweitägiger Erkrankung starb, am 24. Mai. Aus diesem Grund war ich von der Teilnahme an den geselligen Veranstaltungen des 71. Stiftungsfestes Anfang Juni befreit.

In die Fuxenerziehung war auch das Einüben guter gesellschaftlicher Formen einbezogen. So mußten wir in der Fuxenstunde üben, beim Essen die Arme am Körper zu haben. Dazu bekamen wir einfache Porzellan- oder Steingutteller, die mit den Oberarmen am Körper gehalten werden mußten. Ein fallengelassener und zerbrochener Teller mußte bezahlt werden. Jeder Fux hatte Streichhölzer bei sich zu haben, auch wenn er Nichtraucher war. Wehe, wenn ein Bursch sich etwas Rauchbares zuführte, ohne daß ihm sofort Feuer gereicht wurde. Manche Burschen machten sich den Spaß, uns auf die Probe zu stellen. Reagierten wir nicht sofort, kam die Ermunterung: „Füxe, Fackelzug!“

Natürlich ging es über den Rahmen dessen, was die Fuxenstunde bewirken kann, hinaus, ein angemessenes Verhalten im Umgang mit der etwa gleichaltrigen Weiblichkeit einzuüben. Daher bekamen wir gleich im ersten Semester eine Einladung zu Frau Schian in die Generalsuperintendentur. Das Gebäude enthielt die Wohnungen beider Generalsuperintendenten, damals Schian und Zänker. Der dazwischenliegende Saal konnte von beiden Seiten her benutzt werden. Jeder Fux bekam eine Partnerin zugeteilt, die gleichfalls von Frau Schian eingeladen worden war. Es waren Bundesschwestern oder Verbindungsdamen. Die ersteren waren Töchter Alter Herren oder Schwestern von Bundesbrüdern. Ihnen lag auch die Pflege der Textilien auf dem Bundeshaus wie der Vorhänge und Kissen ob. Zu letzteren gehörten Töchter von Professoren und Kirchenmännern, so des Generalsuperintendenten Zänker und des Konsistorialpräsidenten Bender, aber auch Studentinnen. Sowohl Bundesschwestern als auch Verbindungsdamen wurden regelmäßig zu den Veranstaltungen mit Damen, im Sommer dem Exbummel nach Pirscham als Abschluß des Stiftungsfestes und im Wintersemester dem Tanzabend im Hotel „Monopol“, eingeladen. Reichten die Zusagen nicht aus, konnte jeder Bundesbruder ihm bekannte Damen zur Einladung vorschlagen, die dann auch bis zweimal im Rahmen des Nötigen eingeladen wurden. Wurde eine dritte Einladung gewünscht, so bekam die vorgeschlagene junge Dame zunächst von Frau Schian eine Einladung zum Tee. Von der Meinung, die sich Frau Schian nun von ihr bildete, hing ab, ob sie wieder eingeladen wurde, nun als Verbindungsdame. Wer wen allerdings als Tischdame bekam, bestimmte ausschließlich der Chargenkonvent, der C. C. Die mir bei der erwähnten Einladung der Füxe in die Generalsuperintendentur zugeteilte Dame, eine Studentin, war mir völlig unbekannt. Es wurden Gesellschaftsspiele gemacht. So mußte aus zugerufenen Wörtern eine Geschichte gemacht werden, in der sie vorkamen. Es muß ziemlich spät geworden sein, denn es fuhren keine Straßenbahnen mehr. So hatte ich meine Studentin durch die ganze Stadt bis in den Norden Bres-

laus, in die Gegend des Waschteichs, zu begleiten. Dann mußte ich bis in die Nähe des Reichspräsidentenplatzes, wo das Studentenwohnheim lag, wieder im Süden Breslaus, zurücklaufen.

Den ersten Tanzabend im Hotel „Monopol“ am Schloßplatz, in dem später Adolf Hitler abstieg und das jetzt Interhotel ist, machte ich im Winter 1932 auf 1933 mit. Wir wurden angewiesen: Wohnt die zugeteilte Dame bei ihren Eltern in Breslau, so ist ihr und diesen ein Besuch zu machen, bei dem man sich vorzustellen und die Abholung zu vereinbaren hat. Dabei waren Blumen mitzunehmen. Für den gemeinsamen Weg zum „Monopol“ wurde schlicht die Straßenbahn benutzt. Auswärtige Bundesdamen waren schriftlich zu benachrichtigen. Vor der Tür zu dem für unseren Bund vorgesehenen Raum lag ein Plan mit der Sitzordnung aus; immer zwei Paare an einem Tischchen. Das obligate Getränk war Weißwein. Aber es sollte ihm keiner zu sehr zusprechen. Die drei Musiker hatten als Instrumente Klavier, Geige und Schlagzeug. Jeder Bundesbruder hatte die ersten drei Tänze mit seiner Tischdame zu tanzen. Dann war die andere Dame am Tische aufzufordern. Weiterhin war die Wahl der Tänzerin frei. Kein Herr durfte während eines Tanzes sitzen, solange noch eine Dame saß, die nicht erklärtermaßen diesen Tanz aussetzen wollte. Jeder Bundesbruder sollte mit jeder anwesenden Dame mindestens einmal tanzen. Um das möglich zu machen, gab es die „Die-wo“-Tänze. Man stellte sich im großen Kreise auf, und der Maître de plaisir, wohl der Senior, gab an: „Es tanzen alle vierten Semester“, „alle die, wo in Tübingen studiert haben“ usw. Hier konnten auch die Damen engagieren. Man selbst, unter die aufgerufene Kategorie fallend, strebte auf eine Dame zu, mit der man an diesem Abend noch nicht getanzt hatte. Da alle Touren – meist Walzer – nur kurz waren, konnte das Soll erfüllt werden. Nach dem gemeinsamen Abschluß brachte man seine Dame nach Hause. Einmal hatte ich eine Altherrentochter aus dem Kreis Öls als Tischdame. Sie konnte erst mit dem Frühzug von Breslau abfahren, und so hingen wir wie noch einige andere Paare im Grillroom des Hotels, in dem als einzigem Raum noch Betrieb war, herum, bis es Zeit wurde, zum Zug zu gehen. Den erwähnten, vielleicht zu starr erscheinenden Regeln ist es zu danken, daß es bei diesen Tanzereien das nicht gab, was oft zu beobachten ist: daß nicht wenige Damen gelangweilt herumsitzen, während die Herren an der Theke zusammenstehen.

Es war in der Vittembergia nicht vergessen worden, daß am Anfang des Bundes das Bestreben der Gründer stand, die Darbietungen der Universität, in diesem Falle hauptsächlich der Fakultät, zu ergänzen, indem sich die Bundesbrüder gegenseitig theologisch zu fördern suchten. Das hatte die Form angenommen, daß jeder Dienstagabend der „Wissenschaft“ gewidmet war. Nur am Anfang und am Ende jedes Semesters und beim Stiftungsfest wurde die Wissenschaft von einem Professor oder Dozenten gehalten, der sich dafür ohne Honorar zur Verfügung stellte. Als ich im

S.S.1933 Gogarten um die Stiftungsfest- oder Schlußwissenschaft bat, bekam ich von ihm allerdings eine Absage. Wegen der besonderen Umstände dieses Semesters war zwischen der Anfrage und dem Zeitpunkt des Vortrags nur eine verhältnismäßig kurze Zeit; Gogarten meinte, sie reiche ihm nicht zur Vorbereitung. „Gehen Sie zu Herrn Lohmeyer. Der kann das“, sagte er.

An den anderen Dienstagen hatte jeweils ein anderer Bundesbruder vorzutragen. Daran schloß sich eine zeitlich begrenzte Aussprache. Nach der wurde in den Ratsweinkeller im Rathauskomplex auf dem Ring gezogen. Wer wollte, konnte hier im Gespräch noch weiter den aufgeworfenen Problemen nachgehen. Eine Verpflichtung dazu bestand nicht. Meist wurde ein offener Schoppen St.Martiner für 36 Reichspfennige getrunken. Bisweilen spendierte der Ökonom dem Stammtisch eine Runde Ettaler Klosterlikör. Der Ratsweinkeller war dezenter als die laute „Bucht“ im Schweidnitzer Keller nebenan, wo viele Studenten ihren Stammtisch hatten.

Für jedes Semester wurde ein Wissenschaftlicher Leiter, abgekürzt W.L., gewählt, meist ein höheres Semester. Im Rahmen eines Semesterthemas, das er bestimmte, hatten die Aktiven zu den ihnen benannten Unterthemen und Terminen zu referieren. Für uns Füxe kam ein solches Referat, Fuxenwissenschaft genannt, erst im Wintersemester 1932 auf 1933 in Betracht. Seine Bewertung durch den W.L. zählte bei der Burschenprüfung mit. In jenem Wintersemester war Luthers Schrift „An den christlichen Adel deutscher Nation“ das Hauptthema. Bbr. Seifert, der damals W.L. war, hatte für mich ausgesucht, über die Voraussetzungen der Schrift zu referieren. So nahm ich mir in den Semesterferien L.v. Ranke's „Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation“ vor, kam aber nicht weit und geriet in Zeitdruck, weil ich schon zwei Wochen nach Semesterbeginn, am Dienstag vor Bußtag, mein Referat zu halten hatte. Einen Ausweg sah ich nur darin, daß ich in der Art eines Klassenaufsatzes, in dem man sich zu jedem Thema zu äußern genötigt war, etwas niederschrieb. Das fand aber nicht die Zustimmung des W.L., dem das Referat vorher eingereicht werden mußte. Unglücklicherweise war für den vorletzten Sonntag des Kirchenjahrs ein Exbummel nach Pirscham angesetzt, der mir diesen Nachmittag nahm. So mußte ich mit einem Laufschnupfen mein Referat an diesem und dem folgenden Tage bis tief in die Nacht hinein umarbeiten. An meine Fuxenwissenschaft habe ich also keine angenehme Erinnerung. Die damit verbundene Ernüchterung hatte aber das Gute, daß ich lernte, auf das von der Schule her gewohnte Schwadronieren über jedes Thema zu verzichten und „wissenschaftlich“ vorzugehen. Als höheres Semester war ich selbst W.L. Die Themen entnahm ich dem 1. Korintherbrief. Damals mußte ich einem Fuxen sein Referat zurückgeben. Er hatte ganze Partien aus einem Buch, das ich zufällig kannte, abgeschrieben, ohne die Quelle zu erwähnen. Damals grollte

er mir, und ich habe die Angelegenheit vielleicht auch, uneingedenk des einmal selbst gezahlten Lehrgeldes, zu sehr unter dem Gesichtspunkt eines Betrugsversuchs gesehen. Trotzdem hoffe ich, daß ihm diese Erfahrung für das Studium ebenso von Nutzen gewesen ist wie mir die mit meiner Fuxenwissenschaft.

Unter den Konventen war der allgemeine (A.C.), an dem alle aktiven Bundesbrüder teilzunehmen hatten, der Burschenkonvent (B.C.), zu dem wir Füxe keinen Zutritt hatten, und der Chargenkonvent (C.C.) zu unterscheiden. Der Konventabend am Donnerstag nahm uns Füxe also nicht lange in Anspruch. Ein Mitspracherecht hatten wir kaum. Hauptsächlich hatten wir zur Kenntnis zu nehmen, was alle gemeinsam betraf. Auch hatten wir Füxe im A.C. unsere Geständnisse zu machen, nach dem Selbstanzeigeprinzip. Es hieß, es gebe Verbindungen, vor allem farbentragende Korps, bei denen man auch anzeigen mußte, daß man ein Paket zur Post getragen habe oder daß man in der Straßenbahn gesessen habe, statt auf der Plattform stehend die innere Distanz zu diesem plebejischen Verkehrsmittel zum Ausdruck zu bringen. Das gab es bei uns nicht. Aber jeder Verstoß gegen ein Verhalten, das dem Selbstverständnis unseres Bundes und dem gemeinsamen Ehrenkodex des Verbindungsstudententums nicht entsprach, mußte angezeigt werden. Kleinlich fand ich, daß auch darunterfiel, den Bierzipfel an der Uhrkette nicht getragen zu haben. Das war ein breites Ripsband in den Bundesfarben, in silberner Fassung und mit einem Schieber, der auf der Vorderseite den Zirkel, auf der Rückseite die Widmung des Leibburschen aufwies. Außerdem gab es noch die kleineren Wein- und Sektzipfel, die sich Bundesbrüder untereinander schenkten oder die Bundesschwester oder Verbindungsdamen verehrt werden konnten.

Einmal wurde über einen charakterlich schwierigen Bundesbruder „Schwarzwald“ verhängt. Für die Dauer dieser Strafe, etwa zwei Wochen, wurde ein Bundesbruder als Verkehrsbursche bestimmt, der als einziger mit ihm sprechen durfte, aber sich auch um ihn kümmern mußte, um eine Verhärtung zu vermeiden. Bei den Stehkonventen in den Pausen zwischen Vorlesungen, zu denen wir Bundesbrüder uns in den barock eingewölbten Gängen der Universität zusammenfanden, standen die beiden dann abseits von uns anderen.

Anzeigepflichtig waren natürlich auch Versäumnisse in einem übertragenen Amt. Schon als Brandfux hatte man eine genau umrissene besondere Aufgabe, meist dies oder das in Ordnung zu halten. Ich war „Geburtstagsgratulationsfux“, hatte die Anschriften aller Alten Herren, einen Terminkalender mit ihren Geburtstagen und einen Karton mit Couleurrkarten, die auf der Vorderseite das farbige Bundeswappen zeigten. Rechtzeitig hatte man die Glückwünsche auf die Karte zu schreiben und abzuschicken. Um den persönlichen Kontakt mit den Alten Herren zu pflegen, war jeder Bundesbruder verpflichtet, in jeden Semesterferien

mindestens drei Alte Herren zu besuchen. Das führte mich u. a. zu Lic. Marschall in Hermsdorf unterm Kynast, P. Glatz in Zillerthal-Erdmannsdorf und P. Waschek in Kammerswaldau, alle in meinem Heimatkreis. Damals ahnte ich noch nicht, daß ich zum 1. Januar 1945 als Pastor in Kammerswaldau angestellt werden würde, ohne freilich je in dieser Kirchengemeinde tätig werden zu können. Auch während des Semesters besuchten meist Gruppen von Bundesbrüdern diejenigen Alten Herren, die von Breslau aus unschwer zu erreichen waren. Mir ist ein Himmelfahrtstag 1933 erinnerlich, als wir A. H. Rose in seinem Pfarrhaus in Sillmenau bei Brockau besuchten und mit riesigen Fliedersträußen nach Breslau zurückkehrten. In die neblig-trübe Adventszeit 1934 oder 1935 fiel eine Bahnfahrt zu A.H.Lic. Alberti in Konradswaldau Kirchenkreis Trebnitz. Wir besuchten seinen Gottesdienst und wanderten dann mit ihm zu seinem Nachbarn, A.H. Than jun. in Riemberg Kr. Wohlau, der sich im Ironisieren aller Vorkommnisse nicht genug tun konnte.

Aus der Fuxenzeit hat sich mir ein Altherren-Exbummel besonders eingepreßt, der im Juli 1932 stattfand. Es war ein herrlicher Sommertag, als wir in mehreren Taxen, mit violett-weiß-schwarzen Fahnen über den Kühlern, zu dem jovialen, schon der älteren Generation zuzurechnenden A. H. Bienert in Weigwitz Kr. Ohlau fuhren. Zunächst gingen wir in seinen Gottesdienst, wurden dann mit riesigen Bratenstücken bewirtet, lagerten uns im Pfarrgarten, in dem der Alte Herr ein Fäßchen Bier aufgelegt hatte. Er selbst entschuldigte sich: er müsse am frühen Nachmittag noch eine Trauung halten. Natürlich gingen wir alle mit in die Kirche. Bbr. Gerhard Wolff, Hirschberger Gymnasiast wie ich, hatte schon als Schüler in der Aula die Orgel zu den Andachten gespielt. Jetzt erbot er sich zu orgeln. Dem Kantor war es nur recht, daß er so zu seinem Sonntagnachmittagsschlaf kam. Wir konnten uns aber nur schwer das Lachen verbeißen, als Wolff beim Einzug des Brautpaars in die Kirche Variationen über den Bundespfiß, die ersten drei Takte von „Es regt sich was im Odenwald“, spielte. Auf der Rückfahrt nach Breslau merkten wir an den vielen Wagen mit Bereitschaftspolizei und Lastautos mit erregten SA-Leuten, daß etwas Ernstes vorgefallen war. Nachher hörten wir vom „Ohlauer Blutsonntag“. Die politische Spannung entlud sich zwischen den uniformierten Formationen der Parteien in solchen blutigen Auseinandersetzungen, die sich in diesem Sommer 1932 während der Reichskanzlerschaft Franz von Papens häuften.

Teils durch solche Exbummel, teils durch die Ferienbesuche bin ich in viele schlesische Pfarrhäuser gekommen, vor allem auf dem Lande. Gespräche und Beobachtungen ließen ein schon etwas deutlicheres Bild davon entstehen, was zu erwarten war, wenn ich in das erstrebte Pfarramt kam.

Die Burschenprüfung war auf den 15. Februar 1933 festgesetzt. Es wurde eifrig dafür gelernt. Am Vorabend machte der Fuxmajor mit uns

noch einen Exbummel in das in tiefem Schnee liegende Pirscham, das wir über den Oderdamm und die Ohlewiesen erreichten. Über der Theke war zu lesen: „Wer je einmal in Pirscham war und trank die weiße Nelke nicht, dem Wanderer gleicht er fürwahr, der Rom sah und den Papst doch nicht.“ Die „Weiße Nelke“ war eine Spezialität des Hauses, ein Klarer mit Nelkengeschmack, der aus kleinen spitzen Kelchen getrunken wurde. Wer sein Glas geleert hatte, mußte pfeifen. Wer zuletzt piff, zahlte die Runde; sie kostete nicht viel. Beschwingt wanderten wir Studentenheimer die nächtliche Kaiser Wilhelm-Straße entlang, wo verkrustete Schneewälle den Bürgersteig einengten. Am nächsten Morgen, einem Mittwoch, fanden wir uns pünktlich auf dem Bundeshaus vor der hohen Prüfungskommission ein: wir bestanden alle. Schon am gleichen Abend folgte die Burschungskneipe. Wenn ich mich recht erinnere, bestand die eigentlich Burschung darin, daß jedem Fuxen ein Glas Bier über den Kopf gegossen wurde, was man in gebückter Haltung über sich ergehen lassen mußte.

An der Semesterschlußkneipe Ende Februar nahmen wir schon als Burschen teil. War es noch im Offizium, daß der Fax jedem, dem er einen frisch gefüllten Schoppen hinstellte, zuflüsterte: „Der Reichstag brennt“? Als es so allgemein bekannt wurde, sagte der „junge“ A.H.-Than aus Riemberg: „Ich trinke auf diesen Brand und die Brände, die sich noch einstellen werden.“ Damals bezog ich das auf die Folgeerscheinungen der Kneiperei am nächsten Morgen. Hatte es auch Than so gemeint? Es wäre doch selbst für einen Zyniker wie Than zu makaber gewesen, auf die Flammenmeere unserer Städte einschließlich Breslaus zu trinken, die es am Ende der Epoche gab, die damals gerade begonnen hatte, selbst wenn Than das in prophetischer Eingebung schon vorhergesehen hätte.

Ende April kehrte ich aus den Semesterferien nach Breslau zurück. Ich war zum Schriftwart gewählt worden, und das brachte mit sich, daß ich in das fast lichtlose Kabüffchen neben dem winzigen Geschäftszimmer vor den der Geselligkeit gewidmeten Räumen des Bundeshauses zog. Am Vormittag des 29. April, einem sonnigen, sehr frühlingmäßigen Sonnabend, machten wir drei Chargierten unsere Antrittsbesuche bei den im Süden Breslaus wohnenden Theologieprofessoren. Gogarten – der sich über die Einschränkung der Pressefreiheit mokierte –, Lohmeyer und Jirku trafen wir an. Der übernächste Tag war der 1. Mai, nun als „Tag der Arbeit“ Staatsfeiertag mit großem Umzug durch die Stadt. Auch die Verbindung marschierte mit. Ich hatte etwas am Fuß, brauchte nicht mit und benutzte den Tag, um mich im Geschäftszimmer in die vorhandenen Unterlagen einzuarbeiten.

Zunächst erschien es, als könnte die Universität ihr Eigenleben fortsetzen. Bei der Rektoratsübergabe an den Staatsrechtler Prof. Helfritz, keinen Nationalsozialisten, aber konservativen Deutschnationalen, zog ich

als Chargierter in Wachs mit in die herrliche barocke Aula Leopoldina ein und stand dann an der vorderen Stirnwand unter den Chargierten der Breslauer Korporationen, während die Professoren vorn zu beiden Seiten saßen. Alles war, wie ich es schon zur Feier des Verfassungstages 1932 erlebt hatte, als Eugen Rostenstock-Huessy die Rede hielt, und am 18. Januar 1933, dem Reichsgründungstag, als Friedrich Gogarten über die staatsrechtlichen Begriffe als säkularisierte, ursprünglich theologische Begriffe sprach. Es begann immer mit dem feierlichen Einzug, zu dem das akademische Orchester von der Empore spielte. Den Anfang machten die in scharlachrotes Tuch gekleideten Pedellen mit den Universitätsinsignien. Ihnen folgte der Rektor im Talar mit der Amtskette, dann kamen die Dekane und die Ordinarien. Die schwarzen Talare waren mit einem breiten Streifen in den Farben der Fakultäten abgesetzt: den verschiedenen Violetts der evangelischen und katholischen Theologen, den verschiedenen Rots der Juristen und Mediziner und dem Blau der Philosophen. Nicht wenige unter den älteren Professoren trugen zur weißen Frackbinde einen Halsorden. Dem Lehrkörper, in dem auch immer einige jüngere Mitglieder im Frack mitgingen, folgten in Dreiergruppen die Chargierten mit der Verbindungsfahne und gezogenen Schlägern. Es war ein farbenfrohes und eindrucksvolles Bild, das diese Selbstdarstellung der Universität bot.

In anderer Hinsicht bekamen wir die neue Zeit bald einschneidender zu spüren. Auf dem ersten Burschenkonvent wurden wir mit der Tatsache konfrontiert, daß die Verbindung in einen Studenten-Sturmbann der SA integriert worden sei. Zur Erklärung muß nachgetragen werden, daß sich unser Bund schon länger an der von den Breslauer Verbindungen getragenen vormilitärischen Ausbildung beteiligt hatte. Das A.W.A. – wohl Akademisches Wehrsportamt oder so ähnlich, aber getarnt als Akademisch-Wissenschaftliches Arbeitsamt – hatte m.W. zwei hauptamtliche Mitarbeiter, Teilnehmer des ersten Weltkriegs, den Leutnant Klose und den Feldwebel Lilienfein, einen Balten. Unter ihrer Aufsicht hatten wir jeden Dienstag am frühen Nachmittag auf dem Akademischen Sportplatz Leerbeutel Kleinkaliberschießen. Auch hatte das A.W.A. das leerstehende Herrenhaus Burgwitz im Katzegebirge mit dem zugehörigen Gutspark gemietet, und dorthin wurden wir verbindungsweise ein- oder mehrmals im Monat kommandiert. Wir trafen uns in den schlechtesten Kleidungsstücken am Sonnabendnachmittag an der Endstation der Straßenbahn in Rosental und zogen dann in kleinen Trupps auf der Trebnitzer Chaussee oder auf Feldwegen nach Karte und Marschkompaßzahlen nach Burgwitz. Manchmal wurde das auch als Nachtmarsch durchgeführt. Geschlafen wurde in dem ausgeräumten Schloß auf Strohschütten, und am Morgen zog der Geruch der als Schweinefutter gedämpften Kartoffeln aus dem Keller durch die Räume. Am Sonntagvormittag wechselten sich die Gruppen im Auseinandernehmen und Zusammensetzen eines Karabinerschlosses, Gasmasken-Filterwechsel im Schloßkeller und

Geländeausbildung im Gutspark ab. Letztere lief oft auf ein Robben auf dem lehmigen Endmoränenboden zwischen den Buchenstämmen hinaus. Am späteren Nachmittag wurde nach Breslau zurückgekehrt.

Nun war, ohne die Korporationen nach ihrer Zustimmung zu fragen, das A.W.A. von der SA übernommen worden. Die Bundesbrüder Nordheim und – wenn ich nicht irre – Gerhard Schubert traten in den Stahlhelm ein. Wir anderen unterwarfen uns nolens volens dem SA-Zwang. Es war anscheinend aufgegeben worden. In der Morgenfrühe jedes Sonnabends zogen nun lange Kolonnen durch ein zu seinem Vorteil verwandeltes Breslau nach Leerbeutel hinaus. In den Straßenschluchten der Großstadt wurde nun gesungen. Beliebt war der Vers: „Glücklich ist, wer das vergißt, was nun einmal nicht zu ändern ist.“ Die Ausbildung wurde gegenüber Burgwitz erheblich formaler. Als wir einmal von dem ein Jahr später beim „Röhmputsch“ in Wiessee erschossenen schlesischen Obergruppenführer Heines besichtigt werden sollten, wurden Stunden auf das Ausrichten der Stiefelspitzen verwandt. Dienst wurde manchmal auch an Abenden angesetzt. Bei einem Nachtmarsch vor der Abreise in die Pfingstferien, der uns in die Gegend hinter Hundsfeld führte, rieb ich mir die Ferse so auf, daß die Socke blutig war. In einem bestimmten Schuhgeschäft hatten wir uns die braunen Stiefel zu besorgen. Mit der Alten Breslauer Landsmannschaft Glacia, unseren Nachbarn in der Werderstraße, mit der zu den großen Kneipen gegenseitiges Besuchen durch Vertreter üblich war, bildeten wir einen Trupp, der einem militärischen Zug entsprach. Bbr. Siegfried Richter wurde sofort Truppführer, mit zwei Sternen, „Bonbons“ genannt, auf dem gelben Spiegel, und der Senior des Semesters, Martin Steinbach, wurde Scharführer, mit einem Stern. Die Glacen stellten zwei Scharführer. Burgwitz hatte den Vorteil, daß wir nun nicht mehr unsere Zivilsachen ruinierten. Ein Schneider kam ins Bundeshaus und maß uns die Uniformen an.

Mit der Mitgliedschaft in der SA war die im Nationalsozialistischen Deutschen Studentenbund, abgekürzt N.S.D.St.B. und auch gedeutet als „Nach sonst dürftigem Studium Pöstchen“, verbunden. In dieser Deutung kam die Beurteilung zum Ausdruck, die denen zuteil wurde, die jetzt den Anspruch erhoben, die Studentenschaft zu führen. Verfaßte Studentenschaft und N.S.D.St.B., praktisch fast identisch, waren nach Fakultäten unterteilt. Die Fachschaft Evangelische Theologen führte ein Bornhausen-Anhänger. Bornhausen hatte den einen der beiden systematischen Lehrstühle inne. Er hatte sich kräftig dagegen gewehrt, daß Gogarten bei der Emeritierung Schäders auf dessen Vorschlag hin den anderen bekam. Von der biblischen Offenbarung war bei Bornhausen kaum noch etwas beibehalten. Er fußte auf dem deutschen Idealismus des 19. Jahrhunderts und auf der gläubigen Volksseele.

Als nun im Mai die überall anstehende Bücherverbrennung auch in Breslau angesetzt wurde, konnte Lohmeyer als Seminardirektor gerade

noch verhindern, daß der Fachschaftsführer aus der Seminarbibliothek auch Gogartens Bücher für den Scheiterhaufen aussortierte. Man kann sich denken, mit welchen Gefühlen ich im Fackelzug zum Schloßplatz mitmarschierte, erstmals in aller Öffentlichkeit in Wichs, wie die Chargierten der anderen Verbindungen auch. Die Feuerrede hielt Bornhausen. Er ging aus von der Gefahr der literarischen Beeinflussung durch die Feinde des deutschen Volkstums, wie er sie bei seiner Internierung in der Schweiz während des ersten Weltkrieges kennengelernt habe und kam – man kann es nur als Ideenflucht bezeichnen – von der Schweiz auf den Schweizer Karl Barth und ritt nun eine Attacke gegen dessen Theologie. Ich dachte an die Kommilitonen aus den anderen Fakultäten, die sich dabei überhaupt nichts denken konnten, richtete meinen Blick auf den gestirnten Nachthimmel über uns und tröstete mich damit, daß die Sterne ihre Bahnen unbeirrt von dem, was sich hier abspielt, ziehen.

Bei nicht wenigen Bundesbrüdern führte die Mitgliedschaft in SA und NSDStB, zu der es nicht aus freien Stücken, sondern um des Bundes willen gekommen war, zu Konflikten, als die „Glaubensbewegung Deutsche Christen“ uns auf dem Wege über die Parteiorganisationen für sich einzuspannen versuchte. Wie sich das bei einer Veranstaltung im Auditorium Maximum der Universität auswirkte, habe ich in einem Bericht geschildert, der in Gerhard Ehrenforths „Die schlesische Kirche im Kirchenkampf 1932–1945“ abgedruckt ist. Es gab aber unter uns neuen Burschen auch überzeugte Anhänger des Nationalsozialismus; zwei sind mir in deutlicher Erinnerung. Auch Bbr. Siegfried Richter, der noch im Anfang des Wintersemesters gegen die Ansprüche des N.S.D.St.B. gestanden hatte, vertrat nun die neuen Ideen, vielleicht unter dem Einfluß seines Onkels, des A.H. Heinz Lonicer, Pfarrer der Johanneskirche im Süden Breslaus, dann Wehrkreis-Pfarrer; er machte bei den „Deutschen Christen“ mit. Um den 18. Mai starb A.H. Präses Kraeusel. Wegen der Form, in der sich die Vitterbergia an der Beisetzungsfier beteiligen sollte, begab ich mich mit dem Senior Steinbach ins Konsistorium zu A.H. Generalsuperintendent Schian. Es war an einem Sonnabend, und wir waren vom vorangegangenen SA-Dienst noch in Uniform, gar nicht zur Freude des Alten Herren, der uns mit den Worten „Daß ich das erleben muß . . .“ empfing. Vom Chargieren bei der Trauerfeier in der Johanneskirche ist mir nur der spiegelnde Marmor des Altarraums, in dem wir standen, und der bei der Rede ausgestreckte Arm des Präses Schulze-Ohlau in Erinnerung, der immer wieder die vierzig Jahre betonte, die Kraeusel an der Spitze der schlesischen Provinzialsynode gestanden hatte.

In die erste Junihälfte 1933 fiel das 72. Stiftungsfest. Zu meinen Obliegenheiten als Schriftwart gehörte auch das Zusammenstellen der Bierzeitung dafür. Daß ich darin auch selbst mit Geist und Reim vertreten sein mußte, habe ich als Qual in der Erinnerung. Da zum Stiftungsfest auch eine beträchtliche Zahl Alter Herren erschien, wurde die Gelegenheit benutzt, eine Satzungsänderung des Altherren-Verbandes auf die Tages-

ordnung zu setzen. Seitens derer, die im Universitätswesen nun das Sagen hatten, wurde verlangt, daß die Verbindungen das „Führerprinzip“ einführten. A.H. Schian sprach dagegen. Andere machten darauf aufmerksam, daß dann das Weiterbestehen des Bundes gefährdet sei. Daraufhin gab A.H. Schian seinen Widerstand mit den Worten „Ich schlucke es, aber ich schlucke – Salz!“ auf. Der Vorsitzende des Altherrenverbandes, Pastor Swoboda in Waldau, Kirchenkreis Liegnitz, hieß hinfort „Bundesführer“; praktisch änderte sich sonst nichts.

Es kam ein trüber, wolkenverhangener Sonntag, der 25. Juni 1933. In Brockau, wo der Verschiebehnhof Breslau lag, fand ein „Deutscher Tag“ statt, zu dem auch unser Studentensturm kommandiert war. Er begann mit einem Feldgottesdienst, den Bornhausen hielt und bei dem eine SA-Kapelle „Ein feste Burg“ im Tempo eines Trauermarsches spielte. Wir Vitembergen aber waren bewegt durch das, was wir teilweise erst an diesem Morgen erfuhren: Generalsuperintendent Schian war am Tag davor mit anderen, der NSDAP unbequemen Kirchenführern vom Staatskommissar Dr. Jäger „beurlaubt“ worden. Vier Wochen später zogen die „Deutschen Christen“ durch die kurzfristig angesetzten Kirchenwahlen mit großer Mehrheit in die Kirchenvertretungen und Synoden ein; Adolf Hitler hatte sie am Vorabend der Wahl durch eine Rundfunkansprache empfohlen. A.H. Glatz in Zillerthal-Erdmannsdorf sagte daraufhin in seiner Gemeinde die Durchführung der Wahl ab. War das noch die Kirche, der wir dienen wollten, wenn wir unser Studium beendet haben würden? Stärkten wir durch unser Mitmachen in der SA nicht die Kräfte, die der Kirche verderblich wurden? Lag nicht in der Teilnahme an jenem Feldgottesdienst, der wir uns kaum entziehen konnten, viel Unklarheit, wenn nicht Unwahrheit? Andererseits war nicht zu verkennen, daß vieles Ungute, das Breslau Straßenbild in den beiden vorangegangenen Semestern aufgewiesen hatte, verschwunden war und daß statt der Hoffnungslosigkeit im Blick auf die wirtschaftliche Lage sich neuer Mut regte. Auch uns Studenten wurden verlockende Aufgaben in Aussicht gestellt. Eine studentische Zeitschrift, die uns gegen Ende Juli zugestellt wurde, sprach mich durchaus an. Man hätte nur nicht Theologe sein dürfen.

Dem Semesterabschluß in den letzten Julitagen ging das Dechargieren voraus, wie am Ende jeden Semesters. Jeder, der ein Amt, auch ein Fuxenam, geführt hatte, mußte seine Amtsführung nachprüfen lassen. Meist geschah das durch solche Bundesbrüder, die selbst einmal dieses Amt geführt hatten. Erst auf deren Befürwortung hin wurde durch den B.C. die Entlastung erteilt. Das wurde wohl in allen Verbindungen so gehandhabt. Besonders die Verwaltung der anvertrauten Gelder durch den Kassenwart wurde so vom Bunde genauestens kontrolliert. Wer aber prüfte, wie die „Führer“ von Studentenschaft und Studentenbund mit den beträchtlich größeren Geldbeträgen, die durch ihre Hände liefen, umgingen? In engeren Sinne hatten sich die drei Chargierten, der Fuxma-

jor und der Wissenschaftliche Leiter der Dechargierung zu unterziehen; nach diesem Semester also auch ich. Nun, ich wurde „geklammert“, d. h. ich durfte hinter Namen und Zirkel hinfort die zwei xx, die während dieses Semesters unmittelbar zu stehen hatten, weiter in Klammern setzen, als Zeichen der Bewährung.

Dann kam die Schlußkneipe. Für einige Bundesbrüder brachte sie das Ende ihrer Studentenzeit und den Übergang in die Altherrenschaft mit sich, für andere, auch mich, den vorläufigen Abschied vom Breslauer Bund. Nach dem Freiwilligen Arbeitsdienst in den Semesterferien wollte ich in Marburg weiterstudieren. So war auch ich unter denen, die den „Lichtergang“ erhielten. Die Abschiednehmenden begaben sich mit ihrem Stuhl auf die Tischplatte, und bei gelöschten Lampen bewegte sich der Zug der anderen um das Hufeisen der Tische. In der linken Hand hielt jeder eine auf Bierdeckel aufgeklebte Kerze, in der rechten sein Bierglas. Mit jedem Abschiednehmenden wurde bei ineinander gehakten Armen ein „geziemender Streifen“ getrunken. Dazu wurde „Nun zu guter Letzt geben wir dir jetzt auf die Wand' rung das Geleite . . .“ in der Mendelssohn-Bartholdyschen Vertonung gesungen. Doch auch die anderen auf der Kneipe gesungenen Kommerslieder „Ich zog, ich zog zur Musenstadt . . . o Academia!“, „Singsang und Klingklang, es zog ein Bursch hinaus in die Welt, und auch „Der Sang ist verschollen, der Wein ist verrauscht . . . Bin ein fahrender Schüler, ein wüster Gesell. . .“ klangen in den nächsten Wochen noch in mir nach.

Gleich bei der Ankunft in Marburg, am 31. Oktober, meldete ich mich bei der dortigen Kartellverbindung, der Th.V. Macaria, mit den Farben violett-gold-grün. A.H. D. Sippel, ein wegen Schwerhörigkeit früh pensionierter hessischer Pfarrer, damals Dozent für angelsächsische Kirchengeschichte, half mir bei der Suche nach einem möblierten Zimmer. Wenn ich aber erwartet hatte, in dieser Kartellverbindung eine Entsprechung zu unserem Breslauer Bund zu finden, so wurde ich enttäuscht. Schon räumlich war der Bund auf ein Hinterzimmer in der Gaststätte „Zum Haspel“ beschränkt. Die Hessen waren in der Minderzahl, ihr Hauptsprecher war wenig aufgeschlossen. Die anderen Bundesbrüder kamen aus Jena, Heidelberg, Bonn, also aus dem alten Eisenacher Kartell, und nur die Königsberger vertraten Standpunkte, die uns in Breslau selbstverständlich waren. Es dauerte lange, bis wir uns zur Gemeinsamkeit zusammengerauft hatten. Anders als in Breslau spielte auch die im Persönlichen oder in der theologischen Richtung begründete Verbundenheit mit diesem und jenem, damit zusammenhängend aber auch die Distanz zu anderen, eine Rolle. Auch machte sich zunehmend die Gängelung der Verbindung durch den N.S. Studentenbund bemerkbar. Wir versuchten ihr – auch aus innerer Schwäche – dadurch zu entgehen, daß wir uns im Sommersemester 1934 nur noch als „Theologischer Arbeitskreis“ darstellten. Das schloß Exbummel, auch mit Damen, nicht aus; Kneipen natürlich auch nicht.

Fruchtbar war die Begegnung mit der Gießener Kartellverbindung. Dadurch lernte ich auch den neuen „Kartellführer“, den dortigen Studentenpfarrer Wolfgang Sucker, kennen. Später war er Präsident des Evangelischen Bundes und, als Nachfolger Martin Niemöllers, Kirchenpräsident der Ev. Kirche in Hessen und Nassau. Er gefiel mir sehr in seiner bestimmten Art. Bei der Gießener Semesterschlußkneipe präsierte in der 1. Fidulität Prof. Heinrich Bornkamm, Kirchengeschichtler und damals Rektor der Universität, während Sucker und ich – als offizieller Vertreter der Marburger Kartellverbindung – als Kontrapräsident fungierten.

In meinem 6. Semester – es fiel in den Winter 1934 auf 1935 – setzte ich mein Studium in Breslau fort und nahm auch wieder am Leben der Vittembergia teil, in diesem Semester noch als Aktiver. Aber obwohl ich in einem der drei noch in Breslau verbrachten Semester das Amt des W.L. zu führen hatte, trat für mich der Bund in dem, was er mir in den ersten Semestern gewesen war, in seiner Bedeutung zurück. Mancherlei Gründe wären zu nennen. Es ergaben sich für mich anregende Begegnungen außerhalb des Bundes. Auch die Verschärfung der kirchenpolitischen Lage wird dazu beigetragen haben; Bbr. Hosemann trat aus der Verbindung aus, weil wir uns nicht eindeutig an die Bekennende Kirche banden. Die Studentensturmbanne bestanden nicht mehr; der SA-Dienst mußte von den einzelnen Bundesbrüdern in ihrer Wohngegend gemacht werden, sofern sie nicht inzwischen hatten ausscheiden können. Auch in Breslau hatte die Gängelung der Verbindungen durch die parteigeleiteten Universitätsorgane große Fortschritte gemacht. Das Bundeshaus mußte zugleich Kameradschaftsheim, also Schlaf- und Wohnstätte von Bundesbrüdern, werden. Mitgewirkt hat wohl auch, daß die Fakultät in dieser Zeit ihre bedeutendsten Köpfe verlor und langweilig wurde; ich kann mich an kein Professoren-Referat zu einer Anfangs- oder Schlußwissenschaft erinnern. Auch kam das Examen näher. Schließlich gab es auch keine so frischen Eindrücke mehr wie in den beiden Fuxensemestern und in den Monaten des „Umbruchs“. Jedenfalls hat sich mir aus diesen letzten drei Semestern nichts eingepreßt, was erwähnt zu werden verdient.

Die verfaßte Studentenschaft, in ihrer Führung praktisch identisch mit der des N.S. Studentenbundes, war bestrebt, die Korporationen dem totalitären System völlig einzuverleiben. Dazu mußten ihnen ihr Selbstverständnis genommen werden. In den Semesterferien zwischen dem Sommersemester 1935 und dem Wintersemester 1935/36 hatte jede Korporation einen Vertreter zu einem „Lager“ zu entsenden, das in der Jugendherberge in Trebnitz stattfand. Die Vittembergia schickte mich. Vom 12. bis 26. Oktober nahm ich daran teil. Das idyllische Städtchen, umrahmt von den sich herbstlich färbenden Buchenwäldern des Katzengebirges, sogar ein „Arbeitseinsatz“ bei der Zuckerrübenernte in der weiten Ebene bei Sulau bildete ein Gegengewicht zu den harten Auseinandersetzungen, zu denen es in der Jugendherberge kam. Widerstand gegen die Vor-

stellungen und Wünsche der Einberufer wurde vor allem von den Vertretern solcher Korporationen geleistet, die einen starken finanziellen Rückhalt an einer großbürgerlichen, wirtschaftlich noch weitgehend unabhängigen Altherrenschaft hatten. Diese legte Wert auf die Erhaltung der Verbandseigenart, und man wollte sie nicht verprellen. Einmal sollten Entwürfe für die Gestaltung einer nationalsozialistischen Feierstunde gemacht werden. Während ich es unter dem Einfluß des Lutherschen Zwei-Reiche-Denkens rein säkular im Sinne der guten Ordnung des Volkes versuchte, war ich erstaunt, daß seitens der katholischen Verbindungen kaum Bedenken bestanden, kultische Elemente in die Vorschläge hineinzunehmen: analogia entis von Kirche und Partei. Es gab heftige Auseinandersetzungen um das Christentum. Die Absicht, es ganz auszuschalten, war deutlich zu spüren. Die Christen seien hinter der Zeit so weit zurückgeblieben, daß sie das im Zuge der Zeit marschierende deutsche Volk gerade noch am Horizont verschwinden sähen, wurde gesagt.

Was hier auf unsere Verbindung zukam, erschien mir so wichtig, daß ich einen Tag nach dem Schluß des Lagers, dem regnerischen 27. Oktober, Bbr. Walter Schian im Breslauer Ratsweinkeller davon berichtete. Nach Semesterbeginn, am 9. November, einem kalten, trockenen Spätherbsttag, fuhr ich in dieser Angelegenheit nach Sibyllenort, wo General-superintendent i.R. Schian nun wohnte. In den folgenden Monaten verschärfte sich das Verhältnis zwischen N.S.D.St.B. und Korporationen so, daß der Studentenbund jeden vor die Entscheidung stellte: wenn weiter Mitgliedschaft in ihm, dann Austritt aus der Verbindung. Im Sitz der Studentenbundsführung, gegenüber der Kirche St. Maria auf dem Sande, trat ich am Anfang des Jahres 1936 aus dem Studentenbund aus und warf das Abzeichen von der Sandbrücke in die Oder. Dabei riskierte ich selbst nichts. Ende Februar ließ ich mich exmatrikulieren, um ins 1. theologische Examen zu steigen.

Während ich noch mit der schriftlichen Arbeit befaßt war, fuhr ich nach Breslau, um das 75. Stiftungsfest mitzufeiern, das noch einmal im alten Glanz begangen wurde. Meines Wissens war es das letzte überhaupt. Wie so vieles, was – besonders im 19. Jahrhundert – organisch gewachsen war, erlag unsere Vittembergia schließlich auch dem Totalitätsanspruch einer Partei. Als es 1945 auch mit dieser Partei aus war, gab es keine deutsche Universität Breslau mehr.

*Rudolf Grieger*